Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 67 (1987)
Heft: 1

Rubrik: Kommentare

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Reagan: Wahlschlappe und «Irangate»

Die politische Landschaft in den Vereinigten Staaten hat sich im Herbst 1986 stark verändert, nicht nur wegen der Rückschläge, welche die Republikanische Partei bei den Wahlen vom 4. November erlitt, sondern wegen des Stolperns des Präsidenten im Feld der Aussenpolitik.

Die Demokraten haben die Mehrheit im Senat, die sie von 1954 bis 1980 innegehabt hatten, zurückgewonnen. Die Zahl ihrer Mandate steigt von 47 auf 55, während die der Republikaner von 53 auf 45 absinkt. Im Repräsentantenhaus blieben die Verluste der Republikaner geringer als erwartet; die Mehrheit der Demokraten steigt auf 81 (in drei Fällen sind noch Nachzählungen im Gang). Die Republikaner trösten sich mit einem Gewinn von acht Staatsgouverneuren, die ihnen bei der Präsidentenwahl von 1988 Schützenhilfe leisten könnten. Aber sie machten einen Krebsgang bei der Wahl der Staatsparlamente. Die Demokraten kontrollieren nun in 27 Staaten (laut New York Times in 29 Staaten) beide Kammern, die Republikaner nur in neun Staaten. In dreizehn Staaten (nach der New York Times nur in elf) verfügt jede Partei über die Mehrheit in einer Kammer. Nebraska hat eine besondere Regelung: es gibt nur eine Kammer und ihre Mitglieder werden ohne Parteibezeichnung gewählt. Die Kontrolle der Staatsparlamente ist besonders wichtig, weil sie nach der Volkszählung von 1990 die Neueinteilung der Wahlkreise für das Repräsentantenhaus vornehmen werden. So wie die Machtverteilung in den Staaten heute aussieht, wird es den Republikanern in diesem Jahrhundert nicht mehr gelingen, die Mehrheit im Repräsentantenhaus zu erobern.

Vorrang der Demokraten

Die Demokraten sind nun in der Lage, die Traktanden des Kongresses, wenn nicht der Nation, zu bestimmen. Sie übernehmen den Vorsitz der Kommissionen im Senat. Sie können Untersuchungen einleiten, die der Exekutive peinlich sind. Allerdings sind einige der neuen Kommissionspräsidenten im Senat konservativer als ihre republikanischen Vorgänger. Aber selbst der neue Vorsitzende der Militärkommission, Sam Nunn aus Georgia, wird der Regierung Schwierigkeiten bereiten. Er tritt zwar für eine stärkere Rüstung ein, aber er verlangt grössere Anstrengungen der europäischen NATO-Mitglieder und befürwortet ein «Einfrieren» der in Europa stationierten amerikanischen Streitkräfte. Die Strategische Verteidigungsinitiative würde er gegebenenfalls als Tauschgegenstand einsetzen.

Schwierigkeiten drohen Reagan von seiten der Senatskommission für Auswärtiges, deren Vorsitz an Claiborne

Pell übergeht und in der Cranston aus Kalifornien und Kerry aus Massachusetts für einen Linkskurs agitieren. Niemand wird Pell übertriebene Härte gegenüber den Sowjets nachsagen. Spötter bezeichnen ihn als «Senator from Liechtenstein» wegen seiner engen Beziehungen zu dem Fürstenhaus und weil sein Staat, Rhode Island, relativ klein ist. Pell ist bekannt durch die nach ihm benannten Stipendien für Studenten (Pell grants). Er hatte auch als erster Zuwendungen für das IKRK im Kongress durchgesetzt.

Mehrere der wichtigen Kommissionen, die sich mit den Finanzen befassen, werden von gemässigten oder konservativen Südstaatlern präsidiert werden. Der 85 Jahre alte John C. Stennis aus Mississippi übernimmt den Vorsitz des Appropriations Committee, während Jamie L. Whitten, aus dem gleichen Staat, die Parallelkommission des Repräsentantenhauses präsidiert. Die Leitung der Budgetkommission geht an Lawton Childes aus Florida, die der Finanzkommission an Lloyd Bentsen aus Texas. Feuerwerk ist von der Justizkommission zu erwarten, die Joseph Biden aus Delaware als Plattform für seine Bewerbung um die Nomination zum Präsidentschaftskandidaten ausgestalten möchte. Edward Kennedy will von der Kommission für Arbeitsfragen und Sozialfürsorge aus die Erziehungs- und Sozialpolitik beeinflussen. William Proxmire, ein Sonderling aus Wisconsin, tritt an die Spitze der Kommission für Banken, Sozialwohnungen und Stadtplanung. Er hat seit 1966 keine Abstimmung im Senat verfehlt und jede Sitzung mit dem ceterum censeo begonnen, dass das Genozidverbot der Vereinten Nationen ratifiziert werden sollte, was im Herbst 1986 auch geschehen ist. Proxmire verheimlicht sein Alter —, er wurde am 11. November 1915 geboren — und er hat sich neue Haare auf der Glatze einpflanzen lassen. Jeden Morgen rennt er von Georgetown bis zum Capitol; dabei ist er schon zweimal überfallen worden. Was er vorschlagen wird, kann nicht vorausgesehen werden.

Schwache Parteiorganisationen

Der Versuch Reagans, in den letzten Wochen des Wahlkampfs diesem ein nationales Thema zu verleihen, nämlich ihn zu einem Referendum über die Strategische Verteidungsinitiative auszugestalten, misslang; denn die Demokraten gingen nicht auf dieses Problem ein, sondern hoben lokale Angelegenheiten und die persönlichen Eigenschaften der Kandidaten in den Vordergrund. Das Nationalkomitee der Republikanischen Partei konzentrierte seine Kräfte unter Einsatz seiner computerisierten Namenslisten darauf, die Wähler zum Stimmen zu bringen. Nur 37,3 Prozent der Wahlberechtigten bemühten sich jedoch zur Stimmabgabe; das ist der zweitniedrigste Prozentsatz in der Geschichte der Republik seit Einführung des allgemeinen Wahlrechts.

Das Nationalkomitee ist das einzige zentrale Organ der Partei, sowohl bei den Republikanern wie bei den Demokraten. Es hat keine Befehlsgewalt gegenüber den fünfzig Staatsparteien. Diese wiederum haben wegen des Primärwahlverfahrens nur geringen Einfluss auf die Auswahl der Kandidaten. Wer will, kann sich bei einer staatlichen Amtsstelle in die Partei seiner Wahl einschreiben, Berater anstellen, Gelder auftreiben und sich als Kandidat präsentieren. Die Demokraten scheiterten

in Illinois, weil sich Anhänger des Extremisten Lyndon LaRouche auf die Wahlliste einzuschmuggeln vermochten und erst erkannt wurden, als sie die Primärwahl gewonnen hatten. Die Kandidaten müssen sich nicht mehr, wie früher, in geringeren Ämtern bewähren und Parteiarbeit leisten, bevor sie sich um höhere Stellen bewerben können. Die Kontrolle der Partei ist minimal. Auf nationaler Ebene bei Kongresswahlen von einer Republikanischen oder einer Demokratischen Partei zu sprechen, ist nicht mehr als eine Hilfskonstruktion zur Erleichterung — und manchmal Vernebelung — des Verständnisses.

Ein berufsmässiger Wahlberater meint: «Der Bildschirm ist zur politischen Partei der Zukunft geworden.» Mehr und mehr treten die Kandidaten am Fernsehen auf. Das Händeschütteln im Morgengrauen vor den Fabriktoren kommt aus der Mode. Fernsehpropaganda ist teuer. Die beiden Senatskandidaten in Kalifornien haben zusammen — beide ungefähr gleich viel — 17,5 Millionen Dollar ausgegeben, die beiden in Florida zusammen zehn Millionen. Reagan schaffte durch seine Auftritte 33 Millionen herbei und Vizepräsident Bush weitere 20 Millionen. Das war ihr wichtigster Beitrag zu den Kongresswahlen.

Bei den Wählern im Alter von 18 bis 30 Jahren ging die Stimmbeteiligung von 26 Prozent 1984 auf 15 Prozent zurück. Bei den über sechzig Jahre alten Wählern, die durch Kritiken der konservativen Republikaner und Reagans selber wegen der Social Security (entspricht der AHV-IV) beunruhigt sind, stieg der Anteil von 13 Prozent auf 24 Prozent. Von den Schwarzen stimmten 86 Prozent für die Demokraten. 51 Prozent der Weissen dagegen gaben Republikanern den Vorzug. 75 Prozent der Hispanics blieben bei den Demokraten. 57 Prozent der weissen Protestanten stimmten für Republikaner, aber nur 45 Prozent der Katholiken und dreissig Prozent der Juden. Fast überall hat sich das Zweiparteiensystem durchgesetzt, während früher im Süden nur Demokraten, in einigen Staaten im Norden dagegen nur Republikaner gewählt worden waren. In Wirklichkeit hat jedoch die Personalisierung der Wahl, die Konzentration auf Einzelpersönlichkeiten das Parteiensystem zurückgedrängt.

Der organisatorische oder ideologische Zusammenhalt in den Parteien ist gering. Reagan hat es 1984 unterlassen, ihn zu fördern, weil er mit Ausnahme der Schlusstage seine ganze Energie darauf richtete, in möglichst vielen Staaten zu siegen. Der konservative Flügel der Republikaner hat noch nicht die Eierschalen der Oppositionsmentalität abgestreift. Er misstraut selbst Reagan.

Schwarze, Hispanics und Frauen

Die Schwarzen wurden für ihre Stimmabgabe für die Demokraten mit zwei neuen Sitzen im Repäsentantenhaus belohnt, was sie auf 22 und einen nicht stimmberechtigten Delegierten des District of Columbia bringt. Im Senat sitzt kein Schwarzer. Den Hispanics fielen elf Mandate im Repräsentantenhaus zu; alle sind, mit einer Ausnahme, Demokraten. Sie sind lateinamerikanischer Abkunft, wiederum mit einer Ausnahme, Tony Coelho, dessen Familie aus Portugal stammt. Der Gouverneur von Florida, Bob Martinez, ist Enkel von Einwanderern aus Spanien. Diese Spanisch- und Portugiesisch-

Amerikaner legen Wert darauf, sich von den Lateinamerikanern zu unterscheiden, die Hispanics benannt werden.

Im Senat treten weiterhin zwei Frauen auf. Eine Republikanerin verlor ihren Sitz, und erstmals wurde eine Demokratin in die kleine Kammer gewählt. Im Repräsentantenhaus nehmen wie bisher 23 Frauen Einsitz. Gouverneurinnen regieren in den Staaten Kentucky, Nebraska und Vermont.

Gegenläufige Bewegungen kennzeichnen die Wahlen. Das Bild des Kandidaten ist wichtiger als seine Parteizugehörigkeit. Das Fernsehen hat die Parteien verdrängt. Zwei der drei kommerziellen Fernsehnetze gaben am Wahltag nur sporadisch Wahlnachrichten durch, nicht mehr ohne Unterbruch, wie das bisher üblich gewesen war. Sie kündigen auch an, dass sie die Berichterstattung über die Parteikonvente reduzieren wollen, welche die Kandidaten für die Präsidentenwahl auf den Schild erheben. Wahlen sind nicht mehr interessant genug. Die zunehmenden Kosten für die Fernsehwerbung, welche die Kandidaten zwingt, einen grossen Teil ihrer Zeit und ihrer Energie auf das Geldsammeln zu konzentrieren, ruft geradezu nach einem staatlichen Eingriff. Kommt dieser, dann werden sich die Fernsehnetze über die Beschränkung ihrer Freiheitsrechte beklagen. Wäre Geld ausschlaggebend, dann hätten die Republikaner in den Kongresswahlen weit besser abgeschnitten als die Demokraten.

Gegensätzliche Traktanden

Die Informationen über die ausgelegten Summen und überhaupt die Wahlarithmetik vermitteln kein vollständiges Bild der politischen Situation. Sobald der Kongress seine Arbeiten wieder aufnimmt, werden sich verschiedene Strömungen zur Geltung bringen. Der Präsident wird mit Vorschlägen und Plänen aufwarten, zunächst mit dem Budget für 1987, einzelne Mitglieder und Gruppen im Kongress werden ihre Projekte vorantreiben. Allgemein gilt als Faustregel, dass es zwei Sessionen braucht, um ein Gesetz durch den Kongress zu bringen und dem Präsidenten zur Unterschrift vorzulegen.

«Tip» O'Neill, der ausscheidende Vorsitzende des Repräsentantenhauses, urteilt: «Die Reagan-Revolution ist zu Ende.» Reagan aber behauptet, seine Revolution gehe weiter. Reagan stellt drei Ziele auf: Steigerung der Prosperität, erhöhte Produktivität und Frieden durch Stärke. Er möchte das Budgetverfahren einer grundlegenden Revision unterziehen. Seit der letzten Budgetreform von 1974 hat der Kongress nie mehr alle Budgets der einzelnen Ministerien zu Ende behandelt, sondern sich am Schluss jeweils in eine «continuing resolution» geflüchtet, nach welcher die Kredite des Vorjahres weiter bewilligt wurden. Im Herbst 1986 ist überhaupt kein einziges der 13 Ministerialbudgets verabschiedet worden, sondern alles wurde, wie Kraut und Rüben, in ein unübersichtliches Paket eingewickelt. Reagan verlangt einmal mehr, dass dem Präsidenten ein Veto über einzelne Budgetposten (line-item veto) gewährt werde und dass dem Kongress durch einen Verfassungszusatz die Pflicht auferlegt werde, das Budget im Gleichgewicht zu halten. Diese Regeln gelten schon in vielen Einzelstaaten. Der Bund wird jedoch Mühe haben, den Bestimmungen des

Gramm-Rudman-Hollings-Gesetzes nachzukommen und sein Budget auf 108 Millionen Dollar zu reduzieren. Reagan wünscht mehr Deregulationen. Er möchte die Kosten für medizinische Fürsorge unter Kontrolle bringen. Er sagt wieder einmal dem Verbrechen und der Rauschgiftsucht den Kampf an. «Peace through strength» umfasst die Strategische Verteidigungsinitiative und Verhandlungen mit den Sowjets. Reagan ruft dem Volk zu: «Während zwei weiteren Jahren lasst uns zusammen Geschichte machen.»

Demgegenüber setzen demokratische Führer wie Senator Robert Byrd, der neue Führer der Mehrheitsfraktion in der kleinen Kammer, an vorderste Stelle der Traktandenliste eine «Trade Bill» mit protektionistischen Massnahmen, sowie eine Neuregelung der Farmsubventionen. Für diese hat der Bund im vergangenen Jahr 25,6 Milliarden Dollar ausgegeben gegenüber acht Milliarden 1981. In South Dakota, North Dakota und Nebraska haben die 118000 Farmer — bei ungefähr drei Millionen Einwohnern — 1986 3,3 Milliarden an Subventionen erhalten. Aber sie sind von den Republikanern abgefallen.

Eine ganze Anzahl von Untersuchungen werden durch demokratische Kommissionspräsidenten angekündigt. Darunter finden sich mehrere gegen die antisandinistischen Rebellen («Contras»), die der Waffenschiebung, der Unterschlagung und des Rauschgifthandels beschuldigt werden von Linksdemokraten, deren Feindbild spiegelverkehrt zu demjenigen Reagans ist. Die Verteidigungsausgaben werden besonders unter die Lupe genommen werden, darunter auch die Aufwendungen für die Strategische Verteidigungsinitiative. Ob weitere Gelder für die Herstellung von Nervengas bewilligt werden, bleibt fraglich. Die Demokraten wollen vor der Präsidentenwahl von 1988 nicht Steuererhöhungen vorschlagen; die Wahlniederlage Walter F. Mondales, der ein Anziehen der Steuerschraube in Aussicht stellte, ist noch in lebhafter Erinnerung.

Konfrontation oder Kompromiss

In den Massenmedien wird darüber spekuliert, ob das Verhältnis zwischen Legislative und Exekutive von Konfrontationen oder von Kompromissen bestimmt sein werde. Ruhig darf prophezeit werden: von beiden. Die demokratischen Mehrheiten im Kongress werden ihre Politik nicht ohne weiteres durchzusetzen vermögen; denn dem Präsidenten steht die wirksame Waffe des Vetos zur Verfügung. Umgekehrt muss Reagan für seine Anliegen von Fall zu Fall Koalitionen im Kongress bilden. Allzu scharfe Konfrontationen könnten sich 1988 zu Ungunsten der Demokraten auswirken; denn Reagan ist ein Meister in der Kunst, andern die Verantwortung zuzuschieben. Der Präsident ergreift zuerst die Initiative mit seiner State-of-the-Union-Botschaft und mit dem Budgetvorschlag für 1987. Dann aber bestimmen die Demokraten die Agenda, und sie werden sich des Grundsatzes erinnern: «Timing is everything».

Die vom Kongress eingeleiteten Untersuchungen können Reagan Beschwerden bereiten. Das Repräsentantenhaus allein zählt 27 Kommissionen und 140 Subkommissionen sowie vier mit dem Senat gemeinsame Kommissionen. Viele ihrer Vorsitzenden werden versuchen, sich einen Namen zu machen, indem sie Schwächen der

Exekutive blossstellen. Aber nicht selten scheitern solche Vorstösse an der mangelnden Koordination zwischen den verschiedenen Subkommissionen oder an der Konkurrenz zwischen ihnen. Viel wird von der Führung abhangen. Diese geht im Senat vom Republikaner Robert Dole an den Demokraten Robert Byrd aus West Virginia über, der mit der Geschichte und den Reglementen des Senats besser vertraut ist als mit der hohen Politik. Im Repräsentantenhaus übernimmt Jim Wright aus Texas den Vorsitz von dem zurückgetretenen «Tip» O'Neill, der seinen Nachfolger öffentlich ermahnt hat, er solle sein Temperament im Zügel halten. Thomas Foley aus dem Staat Washington wird Wright als Fraktionsführer der Demokraten zur Seite stehen.

Einige der Sachabstimmungen in den Einzelstaaten lassen Tendenzen erkennen. Kalifornien erhob Englisch zur offiziellen Sprache. Viele Lateinamerikaner in den Vereinigten Staaten halten es nicht für nötig, Englisch zu lernen; sie bleiben deshalb im Wirtschaftsleben zurück. Seit den sechziger Jahren herrschte die Tendenz vor, allen Sprachen auf dem Gebiet der Vereinigten Staaten die Gleichberechtigung zu verschaffen. Das ging so weit, dass im Staat Virginia Wahlzettel in einer Indianersprache gedruckt wurden, die kein einziger «native American» mehr spricht. Jetzt kündigt sich von Kalifornien her ein Wetterumschlag an. Oregon lehnte die Legalisierung des Anbaus von Marihuana ab. Drei Staaten verwarfen Anträge zur Einschränkung des vom Obersten Bundesgerichtshof erlaubten Schwangerschaftsabbruchs. Kalifornien lehnte die von Lyndon LaRouche befürwortete Quarantäne für AIDS-Kranke ab.

Kalifornien verweigerte der Präsidentin seines Obersten Gerichtshofs, Rose Bird, und zwei weiteren Mitgliedern des Gerichts, die Wiederwahl und beseitigte damit das letzte Erbstück aus der Amtszeit Jerry Browns. Rose Bird hatte alle Todesurteile umgestürzt, deshalb ist sie nun politisch «aufgehängt» worden. Gegen die nichtwiedergewählte Justizministerin von Rhode Island, Arlene Violet, eine frühere Nonne, ist eine Strafuntersuchung wegen Amtsmissbrauchs eingeleitet worden. Die mehrheitlich von Schwarzen bewohnten Quartiere von Boston haben eine Sezession von der Stadt und die Gründung einer neuen Munizipalität mit dem Namen «Mandela» (nach dem inhaftierten südafrikanischen Führer des African National Congress und seiner Frau, Nelson und Winnie Mandela) abgelehnt.

Hinter jedem Baum werden in den nächsten Wochen Anwärter auf die Nomination zu Präsidentschaftskandidaten auftauchen. Ab 1. Januar 1988 erhalten sie Bundesgelder entsprechend den seit dem 1. Januar 1987 direkt gesammelten Beträgen. Im Februar 1988 beginnen dann die Vorwahlen, die am Superdienstag vom 8. März einen Höhepunkt finden werden, der vielleicht schon die Entscheidung bringen wird; denn an diesem Tag werden in vierzehn Staaten die Primärwahlen durchgeführt.

Erschütterte Regierung

Die Schwierigkeiten, die sich für Reagan aus der Wahlniederlage ergeben, werden durch den Skandal der Waffenlieferungen an Iran weit übertroffen, der die Regierung ins Wackeln gebracht hat. Er darf aber nicht isoliert betrachtet werden; denn ihm gingen

andere Misserfolge in der Aussenpolitik voran: der Rückzug aus Libanon, das Scheitern des Friedensvertrags zwischen Libanon und Israel, Bitburg, der Wirbel um die Desinformation über Libyen, die Weigerung der Sowjetunion, trotz erhöhter amerikanischer Subventionen ihre Getreidekäufe zu steigern. Das Seilziehen um die Sanktionen gegenüber Südafrika endete mit einem Rückschlag für den Präsidenten, dessen Veto vom Kongress überstimmt wurde. Diese Fehlschläge lassen die Erfolge beim Sturz von Diktatoren auf Haiti und den Philippinen in den Hintergrund treten.

Besondere Unruhe löste der Handel um die Freilassung Daniloffs in Moskau und das Treffen Reagans mit Gorbatschew auf Island aus. Die Regierung behauptete, entgegen dem Anschein, es sei kein Austausch des Journalisten Daniloff gegen den Spion Zakharow vollzogen worden, und ihre Freilassung habe nichts damit zu tun, dass Reagan auf den «Vorgipfel» in Reykjavik eingetreten sei, nachdem er vorher zwei ähnliche Vorschläge Gorbatschews abgewiesen hatte. Der Präsident liess sich bei dieser Konferenz auf Projekte ein, welche mit den Interessen Amerikas und seiner atlantischen Verbündeten schwer zu vereinbaren gewesen wären. Schliesslich überzog Gorbatschew die Auseinandersetzung mit seiner Forderung nach einem Verzicht auf die Weiterentwicklung der Strategischen Verteidigungsinitiative über Laborarbeiten hinaus. Das brachte die Konferenz zum Scheitern.

Staatssekretär Shultz erschien niedergeschlagen am Fernsehen. Die Massenmedien sprachen durchwegs von einem Misserfolg des Treffens. Trotzdem gelang es Reagan, die Volksmehrheit davon zu überzeugen, dass die Begegnung von Reykjavik und sein Verhandeln als Erfolg zu werten seien. Dieses Mirakel der Umstimmung der öffentlichen Meinung gegen die Darstellung fast aller Massenmedien liess sich nicht wiederholen, als sich die Berichte über Waffenlieferungen an Iran zu einem Skandal auswuchsen. Reagans zweimaliges Auftreten am Fernsehen, um zu erläutern, dass staatsmännische Überlegungen und nicht ein blosser Abtausch von Waffen gegen Geiseln zu dem Geschäft geführt hätten, verfehlten ihre Wirkung. Als er dann noch bekanntmachte, dass Gelder aus dem Waffenhandel zu den antisandinistischen Rebellen geleitet worden seien, stürzte Reagans Popularität und Glaubwürdigkeit von ihrem hohen Gipfel in die Tiefe.

Die Waffenlieferungen nach Iran erscheinen dem amerikanischen Volk schwer verdaulich, nachdem es seit sieben Jahren immer wieder von Khomeini und seinen Helfern gedemütigt wird, vor allem durch Geiselnahmen in Iran und in Beirut. Ausserdem haben die Urheber dieses Manövers möglicherweise ein halbes Dutzend Gesetze verletzt und sich strafbar gemacht. Isoliert betrachtet wäre es sonst einer der grossen Scherze der Weltgeschichte, dass Khomeini verleitet wurde, die «Contras» zu finanzieren.

Reagan ging nach einigem Zögern und erst nachdem er sah, wie rapid sein «approval rating» in den Meinungsumfragen schwand, daran, den Schaden einzudämmen. Zuerst entliess er den im Nationalen Sicherheitsrat für die Transaktionen verantwortlichen Oberstleutnant Oliver North, den er aber einen «nationalen Helden» nannte, und versetzte seinen Sicherheitsberater Vizeadmiral Poindexter in die Kriegsmarine zurück.

Zum neuen Sicherheitsberater ernannte er Frank Carlucci, der weit besser ausgewiesen ist als seine vier Vorgänger unter Reagan. Er ist sowohl mit der Innenpolitik wie mit der Aussenpolitik vertraut und hat als Botschafter in Portugal die dortigen Sozialisten gegen die Kommunisten gestützt. Er war Stellvertreter des CIA-Direktors und des Verteidigungsministers. Schliesslich hatte er in der Wirtschaft eine führende Stelle inne. Carlucci ist versiert im Umgang mit dem Kongress. In der Regierung wird ihm kaum einer etwas vormachen können.

Eine Kommission von drei Persönlichkeiten — der frühere Senator Tower, der letzte Staatssekretär Carters, Muskie, und der einstige Sicherheitsberater Präsident Fords, General Scowcroft — soll die Funktion des Nationalen Sicherheitsrats überprüfen. Diesem soll die Durchführung von Geheimoperationen entzogen werden, und er würde auf seine Koordinations- und Beraterfunktion zurückgebunden.

Die Führung der Iranpolitik wird wieder an den Staatssekretär zurückgegeben. Staatssekretär Shultz, der sich von dem Handel mit Iran distanziert hatte, scheint, wie auch Verteidigungsminister Weinberger, seine Stellung gefestigt zu haben. Einflussreiche Gegner werfen ihm allerdings vor, er habe sich beim Ausbrechen des Skandals gegenüber Reagan nicht loyal verhalten, er habe es unterlassen, sich nach dem Handel zu erkundigen und sich einfach «tot gestellt» und schliesslich: er sei für die Konfusion um Reykjavik verantwortlich, ebenso wie seinerzeit für das Engagement in Libanon. Shultz droht aber offenbar nicht, dass er in hochnotpeinliche Untersuchungen einbezogen wird. Das könnte jedoch dem Stabschef des Präsidenten, Donald Regan, widerfahren. Sein Rücktritt wurde schon von Anfang an von einflussreichen Republikanern gefordert.

Der Präsident hat öffentlich versprochen, er werde mit dem Kongress zusammenarbeiten und diesem alle Auskünfte erteilen, die dieser verlangen könnte. Der Kongress wird selbstverständlich eine oder mehrere Untersuchungen über den Waffenhandel mit Iran und die Hilfe an die Antisandinisten und an andere Guerillaorganisationen einleiten.

Ausserdem hat Reagan der Einsetzung eines «Independent Council», früher «Special Prosecutor» genannt, zugestimmt, also in europäischer Terminologie eines besonderen Untersuchungsrichters, der die strafrechtliche Verantwortung aller Beteiligten überprüfen wird. Der Untersuchungsrichter wird unter Strafandrohung (subpoena) die Vorlage von Dokumenten und die Vorladung von Personen verlangen können. Er kann den «Zeugen» Immunität vor Strafverfolgungen anbieten, sie aber gleichzeitig zur Aussage zwingen. Er hat ferner die Befugnis, eine Grand Jury, das heisst eine Anklagebehörde, einzuberufen.

Die Untersuchungen des «Special Council» und des Kongresses werden im günstigsten Fall mehrere Monate dauern und damit einen wesentlichen Teil der Zeit und der Energien der Regierung absorbieren. Reagan wird versuchen, mit seiner State-of-the-Union-Botschaft und mit der Budgetvorlage für 1988 die Initiative wieder an sich zu reissen. Aber dass im Namen seiner Regierung ein Waffengeschäft mit Iran aufgenommen wurde, was Reagan selber in so vielen Ansprachen verurteilt hatte, wird nicht so leicht vergessen. Hat Reagan davon nichts gewusst, dann wird ihm dieses Nichtwissen vor-

gehalten; war er aber informiert, dann ist ihm ein schwerwiegender Fehltritt anzulasten. Die Frage nach Alterserscheinungen wird von Feinden des Präsidenten aufgeworfen. Öfter aber wird sein Regierungsstil kritisiert; denn der Präsident delegiert, was er kann, und überlässt andern die Details. Reagan hatte bewiesen — es war seine grösste Leistung —, dass das Land noch regierbar ist, darüber waren seit den sechziger Jahren Zweifel aufgekommen. Selbst der populärste Präsident steht auf schlüpfrigem Boden.

Reagan beginnt die letzten zwei Jahre seiner Amtszeit in geschwächter Position. Die Washingtoner Auguren raten, ob Gorbatschew das willkommen sein müsste oder nicht. Nur ein starker Präsident könnte ein weitgehendes Abkommen über die Rüstungskontrolle schliessen und im Kongress durchbringen. Ein schwacher Präsident dagegen mag versucht sein, Moskau Konzessionen zu machen, um seine Stellung zu festigen. Die Gefahr besteht, dass die amerikanische Haltung an den Konfrontationspunkten mit der Sowjetunion in der Dritten Welt weicher werden könnte. Ein Schatten hat sich über das Weisse Haus gelegt.

Hans E. Tütsch

Israel, die Juden und die Antisemiten

Nach Auschwitz waren die Antisemiten verstummt. Judenhass hörte auf, gesellschaftsfähig zu sein. Seit einigen Jahren lockert sich das Schweigegebot, manche glauben die Zeit gekommen, ihren Gefühlen freien Lauf zu lassen; sie meinen, man könne sich schon wieder zum Antisemitismus als einer Art «Weltanschauung» bekennen. In der Bundesrepublik Deutschland, wo das Jahrzehnte währende Schweigen für feine Ohren beredt tönte, ist eine Kohorte von Historikern damit beschäftigt, die Geschichte zu revidieren und die Last des Dritten Reichs zu relativieren. Einige christ-demokratische Politiker haben unverhüllt Parolen aus alter Zeit verkündet. Die geplante Aufführung eines Theaterstückes des skandalumwitterten Rainer Werner Fassbinder hatte für Skandal gesorgt, als die Frankfurter Jüdische Gemeinde das Stück für antisemitisch erklärte und seine Aufführung verhinderte. Etliche addieren die Symptome und ziehen angsterfüllt die Alarmglocke. Droht ein neuer Nationalsozialismus, ein neuer Völkermord?

«Ewiger Antisemit»

Von Furcht bewegt schrieb Henryk M. Broder sein Buch *«Der ewige Antisemit. Über Sinn und Funktion eines beständigen Gefühls»*[1]. Er will auch Furcht verbreiten, den Sinn für Gefahren wachrufen, die man gemeinhin übersehen würde. Seine wichtigste These proklamiert der Titel. Dem Antisemitismus wird ewiger Charakter zugesprochen, er gilt als Normalzustand; wer davon abweicht, ist anormal: «Der Antisemitismus ist kein abweichendes

Verhalten, keine Ausnahme von der Regel, er ist ein Normalfall des gesellschaftlichen Verhaltens den Juden gegenüber — die Regel eben. Das heisst, nicht derjenige, der die Juden nicht leiden kann, verhält sich abweichend von der Norm, sondern derjenige, der nichts gegen die Juden hat. So etwas gibt es auch, und das sind die Ausnahmen, die es festzuhalten gibt.» Das ist eigentlich die schönste Rechtfertigung des Antisemitismus. Ihm wird die höhere Weihe der Ewigkeit verliehen, während die Judenhasser in ihrem guten Gewissen bestärkt werden. Schlecht ergeht es dagegen den Nicht-Hassern, die einen Psychiater aufsuchen müssten, um sich von ihrer «Anomalie» zu befreien.

Die These eines konstanten, sich ewig gleichbleibenden Antisemitismus ist anfechtbar. Die christlichen Kirchen haben häufig den Judenhass angefacht, aber sie taten es nicht immer und überall. Protestanten in Frankreich, in den Niederlanden, in England und Amerika waren oft judenfreundlich. Gegenwärtig sind in vielen christlichen Kirchen Kräfte am Werk, die sich mit dem belasteten Erbe auseinandersetzen. Die Ansicht vom unwandelbaren Phänomen hält der Wirklichkeit nicht stand. Die bürgerliche Emanzipation veränderte die Lage gründlich. Wo sie konsequent durchgeführt wurde, erhielt die religiöse Minderheit rechtliche und gesetzliche Gleichstellung. Wo dies nicht geschah, gab es keine Gleichberechtigung. In den demokratischen Ländern erwarben Juden hohes Ansehen im Geistesleben, in Politik und Wirtschaft, Disraeli und Gambetta wurden Regierungsoberhäupter. Sogar in Deutschland, das der bürgerlichen Emanzipation hinterherhinkte, war Lassalle der populärste Arbeiterführer, Juden waren hervorragende Sprecher des Liberalismus. Broders These vermag dies nicht zu erklären. Die Dreyfus-Affäre, die eine heftige, von Kirche und Armee angeheizte antisemitische Massenbewegung heraufbeschwor, erschüttert sie vollends. Die von Clemenceau, Zola und Jaurès angeführten *Dreyfusards* waren keine «Ausnahmen», allmählich gelang es ihnen, die Mehrheit des französischen Volkes gegen die antijüdischen Einpeitscher zu mobilisieren.

Die These vom ewig dominierenden, sich gleichbleibenden Antisemitismus verhindert es, Wandlungen, differenzierte Prozesse wahrzunehmen, die das gesellschaftliche Leben insgesamt bestimmen. Broders statutarische Sicht, die lebendige Bewegung in reglose Figuren verwandelt, ignoriert die Erkenntnisse der modernen Soziologie und Psychologie: sie gehen von Entwicklungen und Veränderungen aus, nicht von starrer Unbeweglichkeit. Im gesellschaftlichen Bereich gibt es nichts Ewiges, nur Wandelbares. Der Glaube an den heiligen Charakter der Obrigkeit währte Jahrtausende, zwischen Katholiken und Protestanten tobten Kriege, Deutsche und Franzosen glaubten an ihre «Erbfeindschaft» — Phänomene, die man ewig wähnte, bis sie zerrannen. Warum soll im Gegensatz zu jeder anderen Hassgesinnung einzig der Judenhass als unwandelbar, unüberwindlich, «natürlich» gelten? Vollziehen lässt sich das nur, wenn man auf der Einzigartigkeit dieser Erscheinung besteht, wenn man sie vom gesellschaftlichen Geschehen loslöst. Dies ist möglich in einer religiösen Deutung, die den Juden eine besondere Mission im göttlichen Heilsplan zuerkennt. Doch bei Broder gibt es kein Anzeichen solcher Deutung. Statt die religiö-

sen, psychischen und ökonomischen Wurzeln des Antisemitismus zu untersuchen, teilt er seine persönliche Meinung mit. Das genügt nicht. So urteilt er, Anitsemitismus habe mit Fremdenfeindlichkeit nichts gemein. Dem stehen immerhin die Schriften so hervorragender Forscher wie Georg Simmel, Freud, Erich Fromm und Adorno entgegen, die den Judenhass in die allgemeine Kategorie der Fremdenfeindlichkeit einreihten.

Allmächtiges Subjekt

Broder setzt persönliche Erfahrung ein, stellt sich als unerbittlich Richtender ins Zentrum, aber die Substanz ist schwach, der Horizont eng. Da manifestiert sich der Geist des Konvertiten. In der Bundesrepublik Linkskreisen mit kommunistischen Sympathien verbunden, hat er seit seiner vor fünf Jahren erfolgten Übersiedlung nach Israel die Vorzüge des Zionismus entdeckt, die er bislang ignoriert hatte. Und er entdeckte die Verwerflichkeit jener Linken, die er vorher verehrt hatte. Dies bewirkt leidenschaftliche Anklagen und erstaunliche Übertreibungen, um den erfolgten Meinungswechsel zu legitimieren. Israel wird zum Heil, jegliche Kritik daran gerät in den Verdacht des Antisemitismus. Verdächtig ist mit Kant die Aufklärung, mit Marx der Sozialismus. Begründet ist allerdings Broders Kritik am linken Antisemitismus, an den antijüdischen Kampagnen in kommunistischen Staaten. Aber kurzsichtig ist es, die gesamte Linke damit zu belasten und seine extremistischen Ex-Freunde als deren Repräsentanten anzusehen. So wird dann die Sozialdemokratie überhaupt ausgeklammert. Auch die Polemik gegen Marx zielt daneben. Der sei «ein authentischer Antisemit» gewesen. Es gibt in der Tat peinliche Aussagen Marxens, dennoch reicht es zur Kennzeichnung seiner Doktrin nicht aus, die sich im zentralen Punkt dem Antisemitismus widersetzte. Marx forderte nicht die Diskriminierung der Juden, sondern — darin ganz Erbe der Aufklärung — ihre uneingeschränkte Aufnahme in die Gesellschaft. So standen die sozialistischen Parteien in vorderster Front im Kampf um die Gleichberechtigung aller Menschen, unabhängig von ihrer Rasse oder Religion. Dies trifft sogar für Lenin und die Anfänge des Sowjetstaates bis zu seiner stalinistischen Entartung zu.

Ein Echo des Antisemitismus

Die These vom «ewigen Antisemiten» ist ein Echo der Legende vom «ewigen Juden», seiner unwandelbaren bösen Natur. Jeweils handelt es sich um Stereotypen, die mit Absolutheitsansprüchen der Wirklichkeit entgegengesetzt werden. Broder weist auf Sartre, aber er scheint ihn nicht verstanden zu haben. In den *«Betrachtungen zur Judenfrage»* schrieb Sartre, der Antisemit berufe sich auf ewige Werte, um der sich wandelnden Geschichte zu trotzen; sein Urteil stehe von Anfang an fest und sei unwiderruflich. Dagegen sei der denkende Mensch «allem ‹geöffnet›, und die Welt hält ihn für einen Zauderer. Aber manche Menschen werden von der ewigen Starre der Steine angezogen. Sie wollen wie Felsblöcke unerschütterlich und undurchdringlich sein und scheuen jeden Wechsel: denn wohin könnte der Weg füh-

ren?» Es bedarf keiner Überinterpretation, um zu erkennen, dass auch Broder mit seinen Permanenz verkündenden Postulaten einem ähnlichen Schema verhaftet ist. Auch er ist von der «ewigen Starre der Steine» angezogen, auch er zieht die Geborgenheit der Ewigkeit den sich verändernden Fakten der Empirie vor.

Man teilt des Autors Argwohn gegen allzu durchsichtige Beschwichtigungen, gegen Beschönigungen sehr unschöner Begebenheiten. Aber der als Leidenschaft betriebene Antisemitismus-Verdacht führt zu ärgerlichen Fehlleistungen. Broders Empörung über ernsthafte Reflexionen Eberhard Knödler-Buntes zum Thema «Deutsche, Linke, Juden» in der Zeitschrift *«Ästhetik und Kommunikation»* verriet Unwillen zum Gespräch und Unfähigkeit, andere Ansichten zu verstehen. Das Schwarz-Weiss-Schema bewirkt unvermeidlich Wut auf den Andersdenkenden. Begünstigt wird dies von der israelischen Gesellschaft, die jetzt weniger tolerant ist als ehemals und eine wachsende Zahl von Gewaltpredigern kennt. Es besteht Anlass, sich in hiesigen Kontroversen von hiesigen, der Sache adäquaten Überlegungen leiten zu lassen, unabhängig von israelischen Urteilen.

Israel ist nicht identisch mit dem Judentum, es repräsentiert nur ein Fünftel der Gesamtbevölkerung. In den Vereinigten Staaten leben mehr Juden als in Israel, die meisten Juden sind keine Israelis und wollen keine sein, ungeachtet ihrer Sympathie für Jerusalem. Israel ist eine Nationalität, während das Judentum eine religiöse Gemeinschaft mit zahlreichen geistigen Ausprägungen ist. Es ist mit keinem Nationalstaat identisch, auch mit dem israelischen nicht. Unterwerfung unter nationalstaatliche Interessen hiesse Abkehr von der universal-historischen Botschaft.

«Der Zionismus ist, um es auf die einfachste Formel zu bringen, der Ausdruck jüdischen Nationalismus und damit jedem anderen Nationalismus vergleichbar», schreibt Broder richtig. «Warum dürfen Juden nicht tun, was andere Nationen ganz selbstverständlich tun dürfen: einen Staatsapparat unterhalten, Zölle erheben, Krieg führen und Banknoten drucken? Was ist am jüdischen Nationalismus schlimmer als am polnischen, italienischen oder argentinischen?» In der Tat. Dennoch stellt sich hier ein Problem, weil das Judentum während zweitausend Jahren mit keinem Staat identisch war, sondern mit einer Religion. In der Neuzeit verlor der religiöse Glaube seinen beherrschenden Einfluss zugunsten eines säkularisierten humanen Bekenntnisses. Solche Werte kollidieren mit der Wirklichkeit des israelischen Staates, mit nationaler Kurzsichtigkeit und machtpolitischer Strategie. Die Staatsführung hat ein natürliches Interesse daran, solche Gegensätze zu verschleiern, um sich als oberste Repräsentanz des Judentums darzustellen. Doch kann man nicht umhin, dies in Frage zu stellen. Die zionistische Hoffnung, die Mehrheit der Juden werde sich im eigenen Staat niederlassen, hat sich nicht erfüllt. Gegenwärtig übersteigt die Zahl der Auswanderer die der Einwanderer. 50 000 amerikanische Juden kamen nach Israel, aber 200 000 Israelis wanderten nach den Vereinigten Staaten aus. Die grösste Hoffnung erwecken jetzt die russischen Juden, dennoch ziehen die Ausreisewilligen unter ihnen oft die USA dem Heiligen Land vor. So entzieht sich die Judenfrage jeder Simplifikation, auch der zionistischen.

Nach Auschwitz

Henryk M. Broder ist kein Einzelfall. Er ist ein Nachgeborener, der die Schlachten der Vergangenheit — auch die nicht geschlagenen — noch einmal austrägt, mit um so grösserer Vehemenz, als die heutige Situation eine andere ist und heroische Gesten leicht komisch wirken. Das erinnert an Alain Finkielkrauts Aussage in dem Buch «Le juif imaginaire» (fragwürdig übersetzt mit «Der eingebildete Jude»). Die Nachgeborenen schlüpfen in die Haut der Verfemten des Nazi-Reichs, sie sind die Geschundenen, in die Gaskammern Getriebenen. Freilich nur im Geist, Wirklichkeit und Vorstellung decken sich nicht, was das Leben in einer Schein-Welt begünstigt: heroisch und dennoch komfortabel. Broders Buch stimmt traurig, weil man konstatiert, dass es nicht allein antisemitische Klischees gibt, sondern auch prosemitische, genauso oberflächlich und genauso haltlos. Verblendung ist an keine besondere Partei, kein besonderes Volk gebunden, sie ist das am meisten verbreitete Produkt. Betroffen macht, dass hier gegen Aufklärung Sturm gelaufen wird, ohne einen Gedanken daran zu verschwenden, dass Antisemiten stets Todfeinde der Aufklärung gewesen sind. Mit Adorno ist darauf zu bestehen, dass gegen Verblendung «sich doch durch Erziehung und Aufklärung ein Weniges unternehmen» lässt.

Nach Auschwitz wird man sich vor optimistischen Überschwenglichkeiten hüten. Aber ebenso falsch ist es, gleich Broder die Zukunft nach dem Muster der Vergangenheit anzukündigen und sein Verhalten danach zu bestimmen. Es gibt kein einfaches Rezept für die Lösung der Judenfrage, weil sie mit vielen anderen Problemen sozialer und religiöser Art verbunden ist: mit der Humanisierung der Gesellschaft und der rationalen Bewältigung ihrer Konflikte. Das ist schwierig, eine unendliche Aufgabe, und nichts garantiert das Gelingen. Doch führt nichts daran vorbei. Der Hinweis darauf, dass Israel nur ein Segment des Judentums ist, nicht das Ganze, schliesst die Notwendigkeit seiner Verteidigung ein. Wenn Israel auch nur eine Minderheit umfasst, so proklamiert es doch durch seine Existenz das Lebensrecht der Juden schlechthin, es erinnert an den Völkermord und es mahnt, dass sich Ähnliches nicht wiederhole. Daraus folgt nicht, dass man den Teil für das Ganze hält und Israel als höchste Richtschnur gelten lässt. Was sich ergibt, ist eine Gratwanderung; aber auch hier gilt es, den schrecklichen Vereinfachern zu widerstehen.

Heinz Abosch

[1] S. Fischer Verlag, Frankfurt 1980.

Zur Bildsprache von Joan Miró

Ausstellung im Kunsthaus Zürich

> Que mon œuvre soit comme un poème mis en musique par un peintre.
>
> Joan Miró [1]

Nomen est omen; miró: er sah genau hin, da staunte er, so wäre umschreibend aus dem Spanisch zu übersetzen. Der Name Miró erinnert an das Verb «mirar»: betrachten, sich wundern, und an das französische Wort «miroir». Anschauen und Spiegel. Das Ideogramm für beides ist das körperlose Auge. Im einfachen Bildzeichen vereinen sich das innere und das äussere Auge; es ist das Zeichen für die Wahrnehmung von Sichtbarem und Unsichtbarem, für Geschriebenes und Gehörtes, für Bewegtes und Unbewegtes, Flüchtiges und Dauerndes. Das Lebenswerk von Joan Miró erscheint als eine riesige Sammlung von Bildzeichen. Es gibt Ideogramme, die man spontan in Worte setzt, beispielsweise: zwei senkrechte oder schräge Parallelen, verbunden durch zwei, drei horizontale, liest man als Leiter; ebenso spontan zu entziffern ist das Symbol für Haus und noch viele andere.

Auf Mirós Bildern finden sich vertraute und unvertraute Zeichen. Wie sind sie zu lesen? Oft tragen Formkürzel und die Metamorphosen noch die Spuren ihrer realistischen Herkunft, im Bilde jedoch weist ihre Aussage über die tast-, sicht-, riech- und hörbare Welt hinaus. Ein Fuss ist sowohl Metapher für Bewegung als auch für Bodenverhaftetheit, für die Erde sogar. Und wievieles ist im Ideogramm *«Fisch»* enthalten! An alles, was bekannt ist, ist zu denken, doch in Mirós Darstellung sind noch neue, poetische Bezüge zu suchen. Es sind Sinnerweiterungen, wie sie die Verse des Zeitgenossen Jules Supervielle vermitteln: *«Les poissons des profondeurs / Qui n'ont d'yeux ni de paupières / Inventèrent la lumière / Pour l'ornement de leur cœur.»* Die augen- und lidlosen Tiefseefische sind eine Realität. Die Erfindung des Lichts *«zur Zierde ihres Herzens»* eine dichterische oder eine Überrealität. Wenn Surrealismus im poetischen und nicht im theoretisch dogmatischen Sinne verstanden wird, dann kann das Gesamtœuvre von Joan Miró als surreales charakterisiert werden, sogar die erste Periode, die oft die kubistische genannt wird. Für Mirós Leben und Schaffen gilt ganz ausgeprägt, was Octavio Paz in einem Essay entwickelt, nämlich: *«Der Surrealismus ist eine Geisteshaltung. Vielleicht die älteste und beständigste, die mächtigste und geheimste.»* Diese Geisteshaltung gründet in der Idee, es gebe einen Punkt, wo das Leben und der Tod, das Wirkliche und das Imaginäre, die Vergangenheit und die Zukunft, das Mitteilbare und das nicht Mitteilbare, das Hohe und das Niedrige nicht mehr als Gegensätze wahrgenommen werden[2]. Die Gegensätzlichkeiten der realen und der irrealen Ebene im Kunstwerk konfrontieren und vereinen, so sei hier das Ziel des Surrealismus generell, epochenunabhängig umschrieben.

In Mirós Frühwerk ist die Durchdringung unterschiedlicher Realitäten

auf einer Bildebene evident. Ich verweise auf den *«Nu au miroir»* des Fünfundzwanzigjährigen. Die Frau, mit einem Spiegel in der Hand, sitzt auf einem bestickten Hocker mit Fransen ringsum. Der Hocker steht auf einem gestreiften Teppich. Der weibliche Körper, Schenkel, Bauch, Brust und Arme sind nach kubistischer Manier in ihren Volumen aufgebrochen; die Gelenke sind auf geometrische Formen reduziert. Unergründlich ist der Gesichtsausdruck der Frau. In der schmalen Augenlidöffnung ist keine Blickrichtung zu erraten. Wozu denn hält sich die Frau einen Spiegel vor? Was reflektiert er? Auch dies ein Geheimnis; der Bildbetrachter sieht nur die Rückseite. Nach rein formalen Kriterien analysiert, ist der Spiegel ein wichtiges Element in der flächigen, linearen Gesamtkomposition. Kompositorisch begründet ist ebenfalls die Aufsicht auf den runden Hocker. Rätselhaft ist sein Dekor. Auf der Sitzfläche ist mit spitzem Pinsel die Gobelinstickerei nachgemalt: ein buntes Blumenarrangement und ein grosser Schmetterling. Die Fransen des Hockers und das Teppichmuster sind genau so banal realistisch wiedergegeben. Im *«Nu au miroir»* treffen drei unterschiedliche Sehweisen zusammen; sie manifestieren sich in der kubistischen Aktfigur, in den detailliert ornamentierten Gegenständen und im merkwürdigen Vermeiden eines Blickkontaktes mit dem Spiegel. Der Spiegel ist einer leeren Wand zugedreht; er zeigt nichts, er ist eine Metapher für das Unsichtbare. Miró gelingt es, Realistisches und Kubistisches und eine irreale Komponente in die Bildeinheit zu führen.

Wenn es nach der Definition von André Breton einen Ort gibt, wo Gegensätze nicht allein als solche, sondern als Übergänge wahrgenommen werden, so sind Orte dieser Art schon im Frühwerk von Miró veranschaulicht. Dazu gehören auch die katalanischen Landschaften mit kubistisch durchgestalteter Architektur, mit ornamentaler Vegetation, strukturiertem Terrain und illusionistischem Himmel. Miró hat die kubistische Formumwandlung in seine genuine Sehweise, die eher vom vegetativ-kreatürlichen Erlebnis bestimmt ist, integrieren wollen. Er habe sich der kubistischen Zucht unterworfen, um seine Muskulatur zu entwickeln, hat der fast Achtzigjährige gesprächsweise geäussert. Denn malen sei wie tanzen und nur mit trainierten Muskeln könne man Luftsprünge machen[3]. Mirar — genau anschauen und danach einen Luftsprung machen. Ich bringe Mirós Arbeitsweise auf diese Kurzformel; eine Formel freilich, die erst im Zusammenhang mit der zweiten wichtigen Periode, jener der zwanziger Jahre sinnfällig wird.

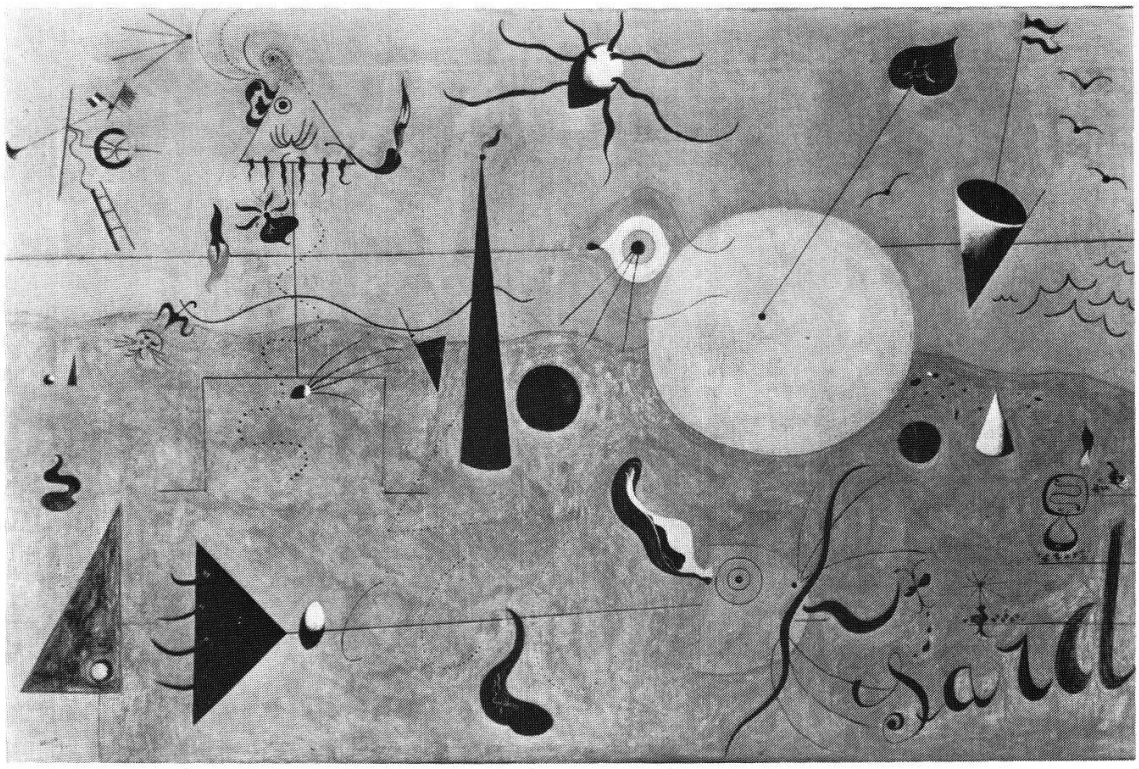
Aus dem Jahre 1926 stammt *«Paysage dit la Sauterelle»*. Zu diesem Bild gibt Miró folgende aufschlussreiche Erklärung: *«Mon idée de départ c'est réellement la sauterelle. Le tableau ajoute le soleil, sur lequel se profilent les formes renversées des montagnes et de l'échelle de l'évasion, ici du saut. Oui, c'est une sauterelle! J'étais dans la campagne de Montroig, je voyais des grillons, toutes sortes d'insectes ...»*[4] Eine Heuschrecke ist die ursprüngliche Bildidee! Das hochspringende Insekt — Charakteristikum einer Landschaft? Wie ist solches darstellbar? Die bildliche Umsetzung zeigt einen unbewegten Meereshorizont, vor dem die Bodenlinie spitzwinklig auf und ab hüpft. Die Berge, blätter- oder fächerartige Dreiecke, kreisen in der Luft vor der riesigen Sonnenscheibe. Vom Boden

bis zum Himmel reicht die Leiter. Ein grosses, amöbenförmiges Insekt mit einem langen Fühler schwebt der Sonne entgegen. Unterhalb der *«Heuschrecke»* schreibt der Maler die erste Silbe seines Namens *«Mi»*. Der groteske Höhenunterschied der beiden Senkrechten des *M* versinnlicht den Heuschreckensprung: der Buchstabe wird Hieroglyphe. Mirós Kommentar zur *«Paysage dit la Sauterelle»* hemmt unsere eigene interpretatorische Phantasie, anderseits erleichtert er die «Lektüre» des Bildes. Der Bildtitel hat denselben Zeichencharakter wie das formal Dargestellte. Wort und Bild sind gleichwertige Signale, sie verbinden oder trennen sich zu logischen oder alogischen Konstellationen.

Die Welt ist ein Magnetfeld[5] voller beweglicher Zeichen, die unablässig wechselnde Verbindungen eingehen, das ist einer der Kerngedanken des Surrealismus. In den zwanziger Jahren verkehrte Miró im Kreise der französischen Surrealisten in Paris. In jener Zeit entstand die Freundschaft mit dem fast gleichaltrigen Dichter Paul Eluard. Zwei Jahre nach dem Tode Eluards ist, 1952, ein grossformatiges Gemeinschaftswerk der beiden erschienen. Miró schuf mehrfarbige Holzschnitte zu einer Dichtung, die Eluard zu Beginn der dreissiger Jahre geschrieben hatte. Text und Bild sind integriert; sie sind synchron bzw. synoptisch zu lesen. Die Holzschnittfolge ist ein interpretatorisches Spiel unter verbalen und visuellen Zeichen. Der Titel lautet: *«A toute Epreuve»*[6], sinngemäss, aber unpoetisch übersetzt: *«Herausforderung»*. Unter *«L'Univers — Solitude»* sind fünfzehn, unter *«Confections»* dreizehn Gedichte geordnet; mit *«Amoureuses»* ist das letzte, sich über drei Seiten fortsetzende Gedicht überschrieben.

«A toute Epreuve» — Das Hauptthema umkreist das Problem der Abhängigkeit von Kunst und Leben. Der Dichter und der Maler leben in einer doppelten Bindung; ihre Existenz ist bedingt von der Einsamkeit ihrer schöpferischen Tätigkeit und ist trotzdem abhängig vom kreatürlichen Leben, das sich in der Frau verkörpert. Der eine Bereich fordert stets den andern heraus. Diese spannungsreiche Beziehung: die Trennung von der Frau — die Einsamkeit — die Wiedervereinigung mit der Frau — veranschaulichen Miró und Eluard in einem gemeinsamen Sprach-Bild-Werk. *«Une femme chaque nuit / voyage en grand secret»* lautet das erste Zweizeilengedicht. Zwei schwarze, durch eine Horizontale verbundene Senkrechte symbolisieren die Nacht. Das Zeichen lastet schwer auf den beiden Versen. Auf der gegenüberliegenden Seite bewegt sich in schwarzen Umrissen eine menschenähnliche, breitfüssige Figur; der glokkenförmige Leib bestimmt sie als eine weibliche. Ein roter eiartiger Fleck ist der Kopf. Der Kopf ist voller Lebenslust, so empfindet es der Dichter und jede Nacht träumt er davon, wie die Frau von ihm weggeht, ihn in die Einsamkeit entlässt. Das Symbol des Dichters, des Künstlers in seiner schöpferischen Solitude ist ein blauer Stern; er schwebt, es fehlen ihm die Füsse. Miró antwortet auf die metaphorische Sprache Eluards mit seinen eignen Metaphern. Wir «lesen» das Buch gleichsam zweisprachig und werden von Blatt zu Blatt vertrauter mit Wort und Bild, denn eins erhellt das andere.

Vieles aus der Zeichensprache der Holzschnitte stammt aus dem Formenvokabular Mirós, das schon lange allgemeinverständlich geworden ist. Wir wissen beispielsweise, dass ein Kreis



Joan Miró. Paysage catalan (Le chasseur), 1923/24, Öl auf Leinwand, 65×100 cm. The Museum of Modern Art, New York.

mit drei an der Peripherie angesetzten, gebogenen Strichen ein Frauenkopf ist. Die Striche sind eine Chiffre für Frauenhaare. Es gibt noch das andere, allgemein dem weiblichen Prinzip zugehörige Zeichen: ein mandelförmiger Umriss mit kurzen Strichen rundum versinnbildlicht das weibliche Geschlecht; es erinnert an eine schwarze Spinne.

Die Gedichte unter dem Titel *«Confections»* thematisieren das kreative Gestalten, das Verwelken und Aufblühen. Warten können, alt werden wie die Bäume, muss der Künstler *«pour retrouver ce hasard de naissance»*. Dem Zufall der Geburt sind Pflanze, Tier und Mensch gleicherweise ausgesetzt. Alles Lebendige, auch das Kunstwerk, gründet im Zufall der Geburt; alles Sichtbare, auch Felsen und Berge und Wasser und Luft sind im Geiste des Dichters und des Malers belebt. Jedes Belebte kann an die Stelle des andern treten; ich zitiere ein Kurzgedicht: *«Tous ces gens mangent / Ils sont gourmands, ils sont contents / Et s'ils rient ils mangent plus.»* Miró zeichnet eine grossse rote Amöbe. In diesem Wesen ohne feste Körperform liegt ein schwarzer Kern, umgeben von einem grünen und einem gelben Kreis. Die Leute verleiben sich das Gedicht, das Kunstwerk ein, und wenn es ihnen behagt, essen sie weiter. Eine solche Deutung von Wort und Bild ist nicht willkürlich; denn die Metapher — Kunst eine Speise — ist in vielen Sprachen geläufig; fürs Deutsche sei nur an eine von Celans Formulierungen erinnert:

«In dieses Holzlied / beisst du dich fest mit den Zähnen.»

Die wenigen Gegenüberstellungen von Text und Bild zeigen, dass es dem Leser und dem Betrachter möglich ist, direkte Bezüge nachzuvollziehen. Es sei dies ein Hinweis, wie dem Schaffen Mirós allgemein begegnet werden kann. Doch ist stets zu bedenken: der surrealistische Künstler lässt sich primär von zufälligen Eindrücken und Assoziationen leiten. Die Welt ist ihm ein Spielfeld von Farben, Formen, Klängen, Düften, die einmal an diese, einmal an jene Gestalt gebunden sind. Parallele Wellenlinien sind immer mehrdeutig, und die Amöbe als Interpretation von Eluards Versen ist nur eine ihrer Erscheinungsmöglichkeiten. Das Zoomorphe, besser das Biomorphe, ist aufgrund seiner unbegrenzten Veränderlichkeit in unzählige Varianten zu fassen. In einem amöben- oder molluskenhaften Umriss kann sogar eine weibliche Gestalt und ein Haus zur Gesamtform vereinigt werden. Frau und Haus, zur dunstig hellen Einheit verschmolzen, schweben über dem Wasser; das Bild heisst *«Siesta»*. Es gibt dazu zeichnerische Vorstudien. Knapp notiert Miró alles, was ihm zum Wort *«Siesta»* einfällt: Meeresbucht, hochstehende, strahlende Sonne, Segelschiff, ein Haus mit einer Sonnenuhr, die auf Mittag zeigt, eine im Grase ruhende Frau, Blumen, Schmetterlinge und noch vieles mehr. Analog zur *«écriture automatique»* der Surrealisten ist dieses rasche Skizzieren ein *«dessin automatique»*. Ein Zeichnen, das auf kein Ziel hinsteuert. Aus völliger innerer Gelöstheit, aus einer Denkpassivität heraus überträgt die Hand die Einfälle aufs Papier. Das automatische Schreiben und das automatische Zeichnen erscheinen als eine willkürliche Anreihung zufällig gefundener Motive. Spontaneität und Willkür allein manifestieren schöpferische Freiheit, argumentieren Dadaisten und Surrealisten, darum soll jedes Werk die Spuren auch der widersprüchlichsten Herkunft bewahren. So erklärt sich die gelegentlich scheinbar unbekümmerte formale Komposition, das oft Schwebende in Mirós Bildern.

Beim Vergleichen der ursprünglichen Zeichnung *«Siesta»* mit dem späteren Ölbild, können wir verfolgen, wie die gegenständlichen Notizen aus dem Siesta-Wach-Traum sich in die neue Zeichenwelt verwandeln. Schräg über das reiche, ja geschwätzige Skizzenblatt zeichnet Miró eine Leiter. Die Leiter bedeutet Kommunikation von Oben und Unten, aber auch Ausstieg und Flucht; der Maler nennt sie wiederholt *«échelle de l'évasion»;* sie ist eine doppelsinnige Chiffre. Dieses grafische Zeichen wird auf der Leinwand in Farbe umgesetzt. Ein wolkiges helles Blau verbindet Meer und Himmel zur leicht bewegten Fläche. Die Felsen der Bucht schwimmen wie ein ausgezackter, dunkelblauer Halbmond über der feinen Horizontlinie. Die Mittagssonne ist zum zerzausten, blattgrünen Gestirn geworden. Durch die lichte Bläue segelt das gelblichweisse Wesen mit seinem quadratischen Kopf und dem Mensch-Fisch-Leib. Siesta — Mittagsruhe — die Zeit steht still — Pan schläft — Evasion — Empfindungen — nichts real Benennbares: der Maler versinnlicht es in Farbe und Form. Miró hat das Bild im Jahre 1925 gemalt, ein Jahr vor der erwähnten *«Paysage dit la Sauterelle»*. Die Synthese in *«Siesta»* ist noch überraschender als jene des späteren Bildes.

Von *«Siesta»* aus ist die Entwicklung in die reine Form- und Farbsprache im

Sinne der konkreten, assoziationsfreien Malerei denkbar. Wohl gibt es aus dem Jahre 1925 eine Reihe von Werken genannt *«Peinture», «reine Malerei»*. Tonvarianten einer vorzugsweise kühlen Farbe rhythmisieren die ganze Bildfläche. Da eine punktierte Wellenlinie, dort eine Spirale oder ein Kreis, dünnste Schlaufenlinien, die in biomorphe Gebilde enden: aufs Minimum verdichtete Zeichen, die beliebig ausdeutbar sind. Der Zweiunddreissigjährige erreicht hier oder besser gerät auf eine gestalterische Ebene, die in ihrer Absolutheit nur bedingt seiner Imagination entspricht. Daher zieht er sich gleichsam wieder zurück, doch fast vier Jahrzehnte später stösst er noch einmal in diesen Bereich vor. Unter dem Einfluss der referenzlosen amerikanischen Kunst und unter dem Eindruck ostasiatischer Malerei, wo die Leere so beziehungsreich ist, gestaltet er monumentale, monochrome Flächen, allein durch eine fragile Linie, Tupfen oder Strichbündel akzentuiert.

Im März 1961 entstanden die drei berühmten Tafeln *«Bleu I», «Bleu II», «Bleu III»*. *«Diese Farbe* [das Blau] *macht für das Auge eine sonderbare und fast unaussprechliche Wirkung. Sie ist als Farbe eine Energie; ... sie ist in ihrer höchsten Reinheit gleichsam ein reizendes Nichts. Es ist etwas von Reiz und Ruhe im Anblick.»* Das Zitat stammt aus Goethes Farbenlehre. Die drei Tafeln von Miró machen Goethes Beobachtung und Überlegung sichtbar. Wie erlebt Miró die Energie dieser Farbe? In seiner Zeichensprache teilt er es mit. In *«Bleu I»* schweben acht verschieden grosse, transparente schwarze Punkte über die von einer dünnen Wellenlinie durchzogenen Fläche. In *«Bleu II»* ordnen sich mehrere grosse und kleine, flachgedrückte, tiefschwarze Punkte auf einer Horizontalen. In *«Bleu III»* rutscht ein einziger schwarzer, kieselförmiger Punkt nach unten gegen die rechte Bildecke. Eine fragile Linie folgt nahezu der Bilddiagonalen, an ihrem obern Ende haftet ein kleiner hellroter Fleck. Der Fleck ist die Reduktion eines Rotstreifens, der in *«Bleu I»* auf der Fläche beziehungsweise im blauen Raum schwebt, und, vergrössert, *«Bleu II»* dominiert. Die Energie des Blau vertreibt jede artfremde Artikulation. Die Interpretation der Tafeln bleibt vage; die erste assoziieren wir mit *«schwarz strahlende Gestirne»,* die zweite mit *«geordnete Bahn»,* die dritte mit *«ferner Leuchtpunkt»;* doch die Aussagekraft der Farbe übertrifft jene der Zeichen. Paradoxerweise bedarf das Blau der Assoziationen nicht und ruft sie trotzdem hervor. In diesem Widerspiel von Reiz und Ruhe hat Miró gearbeitet. Alle drei Bilder, genau so wie jedes für sich, *«umgeben»,*wie Goethe sagt, *«das Auge ganz mit einer Farbe ... Man identifiziert sich mit der Farbe; sie stimmt Auge und Geist mit sich unisono.»*

Über die sinnlich-geistige Wirkung der Farbe mag man sich einigen. Die Zeichen sind schwer zu ergründen, denn sie sind abstrahiert zu Punkt und Linie. Sie sind Symbole geworden für die einstige Summe von Zeichen, und darum sind sie im höchsten Masse mehrdeutig. Sie mangeln der Korrelation mit der sichtbaren und mit der Traumwelt. Miró, so scheint es, erträgt diesen Mangel nicht auf die Dauer. In *«Bleu III»* gerät die Zeichensprache gleichsam in ihre letzte Phase, sie gerinnt zu zwei Lauten, einem hellen und einem dunkeln.

Die blauen Bilder bieten zwei unterschiedliche Aspekte. Einerseits manifestieren sie das höchste Abspringen

von der Wirklichkeit — *«le saut de la sauterelle»* — und anderseits entwickelt sich diese letzte Verdichtung zur Energiequelle, aus der noch einmal eine formdifferenzierte Symbolwelt entsteht. Mirós *«Auge»*, seine Imagination, bleibt im weitesten Sinne figurativ, und darum schreckt er vor der äussersten Konsequenz, der streng monochromen Leinwand, zurück. Seine Gestaltungskraft und sein Spieltrieb bedürfen der Formen, sie bedürfen der kommunizierenden *«Leiter»* von real zu irreal; den freien Gebilden, den Chiffren, die er schafft, ist immer ein Erlebnis, ein Schock vorangegangen. Gesprächsweise hat der Maler geäussert: *«Ich beginne meine Bilder unter der Wirkung eines Schocks, der mich von der Wirklichkeit loslöst. Die Ursache dieses Schocks kann ein kleiner Faden sein, der sich von der Leinwand löst, ein Wassertropfen, der herunterfällt, dieser Abdruck, den mein Finger auf der glänzenden Oberfläche dieses Tisches lässt.»*[7]. Auch ein einzelnes Wort erregt seine Phantasie, erzeugt ein neues, ein klangverwandtes, ein widersprüchliches vielleicht. Er arbeitet so lange an den Bildern, *«bis sie sich reimen»*. Sprachliche Assoziationen gehen über ins freie Spiel biomorpher Gestalten oder eigenwilliger Graphismen.

In seiner Lebensmitte hat Miró einen grossen Tapisserie-Entwurf gemalt, der die wesentlichen Charakteristika vereinigt, die im gesamten Œuvre bis in die späteste Phase als Grundlage zu erkennen sind. Die vier Wörter *«escargot»*, *«étoile»*, *«femme»*, *«fleur»* sind in einer einzigen weitschwingenden Girlande verbunden. Buchstaben und Silben sind akzentgemäss mit an- und abschwellendem Pinseldruck geschrieben. Dem Klangvolumen entspricht das optische Formvolumen. In freien Ligaturen führt der Pinselzug von Wort zu Wort: der Sprachrhythmus findet seinen bildlichen Ausdruck. Das Zeichenbild aus Wörtern ist Teil einer figurativen Form- und Farbkomposition. Das Ganze kann als eine besondere Art Kalligramm, als ein Bildgedicht betrachtet und gelesen werden; etwa in dieser Weise: Dem Kontrast *«escargot—étoile»*, dem Kontrast *«Erde—Himmel»* antwortet ein heftiger Schwarz-Weiss-Gegensatz. Die imaginäre Einheit *«femme—fleur»* drückt sich aus in der warmen rot-braungelben Grundtonalität. Die verbalen und visuellen Interpretationen ergeben viele Variationen. In dem einfallsreichen Sprach-Bild-Werk stimmen Wortsinn, Formrhythmus und Farbklang *«mit sich unisono»*.

«Escargot», *«femme»*, *«fleur»*, *«étoile»* — vier Wörter suchen einen Autor — vier Wörter haben einen Maler gefunden. Miró hat in seinem ganzen Werk immer wieder neue Synthesen geschaffen zwischen Sprache und Bild; er hat die Möglichkeiten des poetischen Ausdrucks erweitert. Es sei daher ein Kalligramm seines geistigen Verwandten, des Dichters Guillaume Apollinaire zitiert: *«Homme vous trouverez ici une nouvelle représentation de l'univers en ce qu'il y a de plus poétique et de plus moderne Laissez-vous aller à cet art où le sublime n'exclut pas le charme et l'éclat ne brouille pas la nuance C'est l'heure où jamais d'être sensible à la poésie car elle domine tout terriblement.»*[8]

«La poésie domine tout terriblement» — eine ungewohnte Formulierung, aber eben darum ist sie treffend für das Lebenswerk von Joan Miró.

Elise Guignard

[1] J. Miró, «Carnets catalans», présentés par Gaëtan Picon. Skira Genève, 1976. — [2] Siehe «Zweites surrealistisches Manifest» (1930) von André Breton. — [3] Zit. nach: Margit Rowell, J. Miró, Peinture-Poésie, Editions de la Différence, Paris 1976. — [4] Guy Weelen, J. Miró. Nouvelles Editions Françaises, Paris 1984. — [5] «Les champs magnétiques» ist eine Gemeinschaftsdichtung von André Breton und Philippe Soupault aus dem Jahre 1920 (vier Jahre vor dem Ersten surrealistischen Manifest). — [6] Paul Eluard, A toute Epreuve, Gravures sur bois de J. Miró. Gérald Cramer, Genève 1958. — [7] J. Miró, «Ich arbeite wie ein Gärtner», hrsg. Y. Taillandier. Société Internationale d'Art XXe siècle, Paris 1964. — [8] G. Apollinaire, Le Guetteur mélancolique. Gallimard, Paris 1952.

ATAG-Dienstleistungen:

Wirtschaftsprüfung
Wirtschaftsberatung
Wirtschaftsinformation

ATAG
Allgemeine Treuhand AG